



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

K., W.: Zwei Bilder in einem Saale.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zwei Bilder in einem Saale.

Düsseldorf im August.

Die Düsseldorfer Kunstausstellung bietet in diesem Augenblick ein paar sehr interessante neue Erscheinungen, und lockt viele Besuche von nah und fern. Jeder will „das große Bild“ sehen, von dem man schon so viel Schönes in öffentlichen Blättern gelesen, und wer nichts von diesen Vorläufern der Kritik weiß, läßt sich durch den Ausruf „es ist ungeheuer groß, 16 Fuß lang und 12 Fuß hoch“ enthusiastisch begeistern. Da drängt sich nun das schaulustige Publikum auf den großen Gallerieaal an allen kleinen Bildern vorbei in den letzten Saal hinein, man hört von jedem Eintretenden ein leises oder lautes „ah!“ und dann steht man die Aufmerksamkeit an jedem verwundert geöffneten Munde. Das große Tableau von Carl Schorn „die gefangenen Wiedertäufer vor dem Bischof von Münster“ steht vor uns, und der erste Eindruck desselben ist in der That überaus imposant. Wir haben von Berlin aus verschiedene Beschreibungen dieses Kunstwerks gelesen, worunter eine sehr ausführliche des Herrn von Sternberg im Morgenblatt, die überreich an originellen Wendungen, ihre Wirkung in der „gebildeten Leserschaft“ gewiß nicht verfehlen wird. Man hört gern das Urtheil eines geistreichen Dichters über einen Künstler, es sind da verwandte Naturen und der Eine kann sich recht tief in die Seele des Andern hinein-denken; aber wir haben nicht immer einen Hogarth und Lichtenberg zusammen, und lassen uns nicht immer bei jeder Unbedeutendheit in Entzücken versetzen. Blumenreicher Styl, so sehr er die Novelle zieren mag, ziert nicht immer die Kritik, und wenn der beurtheilende Dichter seine Worte vom Parnas heruntersholt, um das materiellste der Malerei, die Farbe damit zu schmücken, so arbeitet er für die nüchtern-prosaische Menschheit vergebens. Herr von Sternberg nennt die

Farben-Harmonie im Schorn'schen Bilde: „Farben-Ehen, im Himmel des guten Colorits geschlossen,“ und doch weiß Jeder, daß der Priester, der diese Ehen einsegnet, ein Pinsel ist; derartige poetische Bilder gehören so gut in das Gebiet der Schwärmerci, als die Geschichte der Wiedertäufer.

Prachtvoll sind indess die Farben trotzdem; wir gestehen auch gern ihre Harmonie zu, behalten uns aber vor, den Mangel tiefer Schatten und dunkler Partien zu rügen; das Auge findet bei der stets bunten Abwechslung nirgends Ruhe, zumal es auf der ganzen Darstellung umherirrt, ohne von einer besonders hervorstechenden Gruppe gefesselt zu werden. Bei einem vollendeten Meisterwerke erregt der Mittelpunkt, die Hauptsache, stets am meisten unsere Aufmerksamkeit, wir heften den Blick noch lange darauf, wenn wir mit der Umgebung schon fertig sind. Hier sehen wir die drei Helden des Trauerspiels, den Schneiderkönig, Knipperdolling und Kretzing in der Mitte, aber sie tragen die Pointe des Ganzen nicht in sich; wir gehen von ihnen zu der feindlichen Partei, zum Bischof mit seinem Anhang über, und wissen nicht, welche von beiden wir verdammen sollen. Fragt uns Einer nach dem Titel der Darstellung, so können wir ihm zweierlei Antworten geben; entweder, wie der Künstler „die gefangenen Wiedertäufer vor dem Bischof“ oder ebenso richtig „der Bischof empfängt die gefangenen Wiedertäufer.“ Man benennt einen Gegenstand nach der Hauptsache — hier wissen wir nicht, wo sie steckt; das pro und contra ist hier nicht entschieden. Es ist dies ein um so größerer Fehler, als die Geschichte uns keinen Augenblick in Zweifel läßt, auf welcher Seite das Recht gewesen.

Herr von Stein rügt diese verkehrte Auffassung ebenfalls; unter der Corporation des Clerus ist keine einzige edle Figur, kein edler Kopf. Der Bischof trägt satanische Züge, er ist ein diabolisch-hämischer Tyrann, der Capuziner hinter ihm streckt seinen Drangutangkopf widerlich vor, und die älteren Geistlichen zur Seite überbieten sich in abschreckenden Fragen. Jenseit des Thrones grinsen andere Scheusale aus Rutten und Chorröcken uns an, und wer es aus der Geschichte nicht besser weiß, wünscht diese Schurken mit Ketten beladen zu sehen, statt der wirklichen Verbrecher. Kein Wunder also, wenn, wie Referent zufällig hörte, ein paar schlichte Beschauer auf die Gruppe der Wiedertäufer deutend ausriefen: „Die armen Leute!“

Es scheint in der That, als habe der Künstler für diese unser Mitleiden in Anspruch nehmen wollen; den hübschen jungen König von Zion, der von dem ganzen Kreise seiner häuslichen Freuden, von allen diesen Weibern umgeben, gefesselt und vernichtet dasteht, möchten wir gern bedauern. Auch thut es uns leid, daß ein so prächtiger Ritter, wie Knipperdolling seiner Faustmacht beraubt ist; und doch haben diese Männer die unerhörtesten Scheußlichkeiten begangen. Diesen Gedanken läßt der Darsteller gar nicht aufkommen, er zerstreut uns augenblicklich durch die wunderbar schönen Weibfiguren, und wir dürfen mit diesen ein historisches Mitleiden haben, denn sie waren nur Werkzeuge des sinnlichen Nadelkönigs. Unter ihnen rühmt Herr von Stein mit Recht eine hohe Blondine, deren im Zorne verschönerter Ausdruck zu sagen scheint, sie begreife nicht, daß man ihren stolzen Reizen hier kein Erbarmen zolle. Die Intention dieser Figur ist ausnehmend fein gefühlt, und wir möchten sie die gelungenste des Ganzen nennen. Für andere, ebenfalls sehr schöne Einzelheiten gebührt dem Künstler die lebhafteste Anerkennung; so sind zwei Pagen des Bischofs ungemein lieblich. Die schönen Kinder sitzen auf der untern Stufe des Thrones und spielen mit den auf einem Tabulet liegenden Kleinodien, Reichsapfel und Schlüssel; unbekümmert um das ganze Schauspiel vor ihnen, tändeln die Unschuldigen mit den wichtigen Gegenständen des Kampfes, harmlos lächelnd ergößen sie sich an deren goldenem Schimmer. Die Gruppe zeigt von dem sehr reichen Geiste des Künstlers, der seinen Gegenstand auf jede ordentliche Art ausbeutet; hat er doch auch den Träger der Komik, den Schalksnarren in die tragische Scene verschlochten! Dieser lachende Mephisto witzelt in komisch vertracter Stellung über das Ende der Herrlichkeit seiner Gefangenen und äußert sein ironisches Mitleiden über den zersprengten Harem des Königs.

Gehen wir auf das Ganze zurück, fragen wir: was war die Aufgabe, welche Grundidee mußte den Darsteller leiten? Die Antwort lautet: er sollte den Triumph der Gerechtigkeit über die niedrig entartete Leidenschaft schildern. So will es die Geschichte, aber der Künstler hat es nicht gewollt. Er machte seine Verbrecher zu Märtyrern, seine Sieger zu Tyrannen; warum das? fragt man vergebens. Welche Schuld will der Maler dem Clerus aufbürden, welche Verzeihung für die Besiegten in Anspruch nehmen? — Wir denken hier

unwillkürlich an einen ganz entgegengesetzten Gegenstand, an die Geschichte des Fuß und an Lessing's Darstellung; ja, hier waren abschreckende Physiognomiceen am Plage, hier verlangt man das Interesse für den schwächern Theil. Hier triumphirt der verstockte Fanatismus, die sinnliche Leidenschaft über die rein geistige Beharrlichkeit eines edeln Mannes — bei den Wiedertäufern trug die gerechte Sache über die elende Ausschweifung den Sieg davon. Und doch sollte man meinen, Schorn habe an Lessing's Clerisei gedacht, oder gar scheußliche Pfaffen für „zeitgemäß“ gehalten. Derartige Verbesserungen der Geschichte zu rügen ist aber nicht minder an der Zeit. —

Sehen wir nun von der verkehrten Auffassung ab, so müssen wir in Einverständnis mit allen Beschauern das Gemälde sehr schön nennen; wir sind nicht befriedigt, sagen aber dennoch beim Abschiede: ein schönes Bild.

Wir drängen uns durch die dichte Menge der Bewunderer, und folgen dem allgemeinen Treiben zu dem zweiten Anhaltspuncte der Schaulustigen. Wie klein, wie winzig erscheint dieses Gemälde neben dem ungeheuern Tableau! kaum hat es den vierten Theil jener Größe, und doch fesselt es dieselbe Zuschauermenge. Gleichwohl hat die Gallerie im großen Saale eine bedeutende Anzahl anderer Bilder, die zum Theil noch umfangreicher sind, wie dies hier; vom „großen Bilde“ ließt ihr Euch anlocken, jetzt schaart Ihr Euch ebenfalls vor diesem kleinen? „Es geht nicht zu mit rechten Dingen.“

Um aber dem Leser diese auffallende Erscheinung begreiflich zu machen, sagen wir ihm, daß von einem neuen Bilde Carl Hübner's die Rede ist; es heißt „Jagdrecht.“

Wir machen einen riesigen Uebergang: aus dem Mittelalter, über drei Jahrhundert hinweg in die neueste Gegenwart, aus dem prächtigen Saale zu Münster kommen wir an eine armselige Hütte, von stolzen Rittern zu niedern Bauern. Unser Weg führt zu einem Felsen hinauf, dessen natürliche Wände die Hütte einschließen; links dehnt sich ein Kornfeld vor unsern Augen und den Hintergrund begrängt ein hoher Wald. Nun die Scene! Die Hütte bewohnt ein Kossath, ein Lehnsbauer von der ärmsten Classe, der vom Ertrage des vor uns liegenden Ackers kümmerlich lebt. Der Acker ist seine Goldgrube, sein Schatz, sein Alles; reiche Ernte versprechend wal-

len die üppigen Aehren im leichten Winde, ein Schweißtropfen des Landmanns klebt an jedem Halme, darum prangen sie auch so herrlich golden, diese Träger seines bescheidenen Glücks. Wohl mag der Arme manchen Abend nach vollbrachter Arbeit das Grundstück wohlgefällig betrachtet haben, wie es erst zu keimen begann, was er dem Schooße anvertraut, wie es lustig aufschloß, bis der Schnee des Winters es bedeckte, wie es dann doppelt dicht hervorbrach aus der harten Rinde bis die Aehren sich entwickelten, bis sie blühten voll und reich wie seine Hoffnung. Mußte er nicht stolz sein auf so schönen Lohn seiner Mühe, war nicht jedes Halmchen sein eigen, dachte er nicht bei jeder vollen Aehre: die verdankst du deinem Fleiße? Und die prächtigen Cyanen dazwischen, blau wie der Himmel über ihnen, wie schmückten sie die hohen Reihen der Halme, wie werden die Kinder Kränze daraus flechten, wenn die Zeit der Erndte kommt. Er hofft auf diese Ernte seit einem Jahre, diese Hoffnung hat ihm im Herbst die Mühe, im Winter die Kälte und den Hunger erträglich gemacht; er hat auf diese Hoffnung hier in Augenblicken der Noth die Mittel zur Erhaltung des Lebens geborgt, er hat einen Theil des zu erwartenden Schazes bereits verpfändet, er muß ihn also erlangen, es kann nicht fehl gehen. Wer gesäet hat soll ernten, sagt ja das Wort des Schöpfers — und doch! — Hier soll es nicht sein!

Aus dem nahen Forste kam der Feind; ein Eber zerwühlt mit gewaltigem Hauer die dicht bewachsenen Schollen des Feldes, und was die Arbeit vieler Tage geschaffen, liegt in wenig Minuten zerstört, verloren! Der unglückliche Bauer sieht die Verwüstung, sieht die Bestie mit jedem Augenblicke ein Stück seines Eigenthums verderben, bald wird der halbe Acker ruinirt, die halbe Ernte zerstört sein. Da kocht ihm das Blut, seine Hand zittert, er ergreift die Flinte, eilt hinunter und erlegt den gefährlichen Feind. Das Echo des Felsens verdoppelte den Knall des Gewehrs — da schmettert ein Jägerhorn dazwischen, Hunde bellen und im Nu treten mehrere Jäger aus dem Walde hervor; sie eilen auf den Ort zu, von wo der unberufene Schuß kam, hoch zu Rosse sprengt ein Cavalier in's Saatsfeld hinein, neben ihm ein Jäger mit gespanntem Hahn. Der Arme hat in ihre Rechte eingegriffen, denn um schädliche Bestien tödten zu dürfen, muß man nicht bloß Mensch, das heißt Herr der

Schöpfung, sondern auch Jäger, das heißt privilegierter Herr der Schöpfung sein. Dort ist die Macht, ihm bleibt nur die Flucht — er ergreift sie; sein Sohn unterstützt ihn, er zieht den schwerfälligen alten Mann rascher voran, der Haltruf der Jäger wird nicht gehört. Aus allen Kräften stürzen die Flüchtigen ihrer Hütte zu, schon sind sie davor, schon erreicht der Sohn die Thür mit der Hand — da kommt die tödtliche Kugel des Jägers und trifft den Alten in's Genick.

Diesen Moment hat Hübner aufgefaßt; im Vordergrund zeigt er uns die flüchtigen Bauern, wir haben die gräßliche Scene nahe vor Augen, in der Ferne steht der kaltblütige Jäger, der eben den Schuß gethan, und neben ihm der stolzprunkende und auf seinem Gaul hochtrabende Cavalier. O! es gewährt in der That einen erhabenen Anblick, dieser edle Edelmann, wie er so hübsch grazios sich im Sattel wiegt, wie ritterlich er den Arm in die Seite stemmt, triumphirend darüber, daß ihm das Glück zu Theil geworden, auch einmal so einen „Lumpenhund,“ der es gewagt, eine edle Sau zu erlegen, aus der Welt zu schaffen. Welch' ein prächtiges Jagdabenteuer, wie viel wird er seinen Cameraden davon erzählen können! „Mein Jäger,“ wird er sagen, „ist ein famoser Schütz,“ er traf den Bauer auf zweihundert Schritte, daß der Kerl zusammenknickte wie'n Taschmesser.“

Ist es die Vorliebe für tragische Scenen, der Reiz des Schrecklichen und Schauderhaften, der alle Beschauer nach diesem Bilde hinzieht? Wir glauben nicht; nein, es ist die Macht der Darstellung, die Gewalt des Gegenstandes, die so direct aus dem Leben gegriffene Wahrheit desselben. Wenn sie Thränen auspreßt, diese Scene, wenn sie die härtesten Männerherzen bluten macht, wenn der Ausdruck des armen Opfers jede Brust erschüttert, so ist dies eine unvermeidliche Wirkung; ebenso wie sie Erbitterung, ja Wuth gegen die stolzen Mörder hervorruft.

Neben dem Gemälde liegt eine gedruckte Ankündigung, das Bild soll lithographirt werden; diese Bervielfältigung ist „zeitgemäß,“ sie wird eine sehr heilsame Wirkung haben. Das gibt eine passende Zierde für die Jagdcabinette der Aristokraten, sie wird sich herrlich ausnehmen zwischen den Hirschgeweihen und Waldhörnern dort an der Wand.

Von der technischen Ausführung des Kunstwerks läßt sich nicht

genug Lobendes sagen, die Virtuosität der Malerei muß jeder Laie bewundern. Wir kennen Hübner's frühere Schöpfungen, seine „schle-
fischen Weber,“ und „die Wohlthätigkeit in der Hütte
des Armen,“ beide Bilder waren schön gemalt, aber das „Jagd-
recht“ übertrifft sie in jeder Hinsicht. Der riesige Wald, das gelbe
üppige Saatfeld, der Felsen, die Figuren — Alles ist mit einer über-
aus kräftigen und saftigen Farbe gemalt, Alles so treu nach der
Natur dargestellt, Alles so einfach mit Vermeidung jedes fremdarti-
gen Effects, man sieht, es kann nicht besser geschildert werden.

Daß die Tendenz allenthalben anerkannt werde, dürfen wir nicht
erst prophezeien; wie enthusiastisch wurden vor einem Jahre die „schle-
fischen Weber“ begrüßt, und wie gerechte Ehre gebührt dem Künstler,
der fortfährt, mit warmem Bruderherzen für die leidende Mitwelt zu
streiten, der so lange fortfahren möge, derartige „zeitgemäße“ Bilder
zu liefern, bis seine Schilderungen des Elends nicht mehr zeitgemäß
sein werden.

Auf's Tiefste erschüttert, verließen wir den Saal, durchdrungen
von der Macht der plastischen Darstellung; welche Gewalt der bil-
dende Künstler hat, empfanden wir noch nie wie jetzt. Wir sahen
zwei Bilder, beide herrliche Schöpfungen; vergleichen können wir
sie nicht, aber unterscheiden durch die Worte: ein großes Bild haben
wir bewundert, von einem kleinen wurden wir gerührt.

W. K.